

[Zahlen und Fakten]

(Un)typisch schweizerisch

Die Fachhochschulen sind mit einer für die Schweiz untypischen Geschwindigkeit gewachsen und haben sich schnell etabliert. So vielfältig wie die Einflüsse, die auf sie wirken, haben sie sich auch entwickelt. Ein paar Zahlen und Fakten.

MANUEL MARTIN

Gegen 64'000 Personen studieren diesen Herbst an Schweizer Fachhochschulen in Bachelor- sowie Masterstudiengängen oder bilden sich dort weiter, so schätzt das Bundesamt für Statistik (BFS). Mit den gegen 15'000 der Pädagogischen Hochschulen zusammen sind es gar knapp 79'000. Sind das viele oder wenige? Verglichen mit den über 135'000 Studierenden an universitären Hochschulen lässt sich diese Zahl zumindest etwas einordnen. Ein Blick auf die Entwicklung über die letzten Jahre hinweg sowie in die Zukunft zeichnet noch ein etwas genaueres Bild: Waren beispielsweise im Jahr 2000 gut 20'000 Studierende auf Diplomstufe immatrikuliert, sind es zehn Jahre später – und nach der Bologna-Reform – etwa 48'000 Bachelorstudierende. Die Verabschiedung des Fachhochschulgesetzes auf Bundesebene 1995 hat also grosse Wirkung gezeigt. Zündung dieser Entwicklung war 1990 eine Initiative der Direktorenkonferenz der Ingenieurschulen (DIS). Ihr Bericht zur künftigen Entwicklung der Hö-

heren Technischen Lehranstalten (HTL) landete direkt – unter Umgehung des üblichen Dienstwegs – auf dem Tisch des Vorstehers des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements (EVD). Und er löste einen Wachstumsschub aus, wie der rasche Aufbau der sieben Schweizer Fachhochschulen zeigte.

Wie entwickelt es sich nun weiter? Die Prognosen für 2015 gehen bis gegen 58'000 Studierende auf Bachelorstufe; dafür verantwortlich ist gemäss BFS die Tatsache, dass ein FH-Studium nach der Berufsmaturität langsam zur Regel werde und immer mehr eine solche absolvieren. Ab 2015 sei dann Schluss mit dem Wachstum, da der ausbleibende Nachwuchs wegen der rückläufigen demografischen Entwicklung auf die Bremsen drücke.

Beliebt auf dem Arbeitsmarkt

Über 14'500 frisch Diplomierte strömten 2010 ins Berufsleben, davon gut 2'000 mit einem Masterdiplom. Eine hohe oder stark wachsende Anzahl von Studierenden ist zwar ein erfreuliches Zeichen, jedoch

noch kein Qualitätsmerkmal. Insbesondere von den Fachhochschulen wird erwartet, dass sie ihre Studierenden für den Arbeitsmarkt bestens vorbereiten und ihnen dazu das nötige Rüstzeug vermitteln. Auch hier geben Zahlen des BFS Einblick, wie sich Absolventinnen und Absolventen mit einem Hochschuldiplom in der Tasche auf dem Arbeitsmarkt bewähren. Befragt wurden Personen, welche 2004 beziehungsweise 2008 einen Hochschulabschluss erworben haben. Nach einem Jahr suchen 3,9 Prozent der FH-Absolventen eine Stelle, nach fünf Jahren sind nur noch 1,2 Prozent erwerbslos. Zum Vergleich: Mit einem universitären Diplom sind ein Jahr nach Studienende 5,8 Prozent ohne Arbeit, fünf Jahre danach 2,3 Prozent.

Nicht nur die Anzahl der Studierenden hat zugenommen, sondern auch das Spektrum der Ausbildungsbereiche hat sich kontinuierlich vergrössert. Studiengänge mit neuen exotischen Namen wie Visuelle Kommunikation oder Music Performance ergänzen die Palette. Erst später auf FH-Stufe gehoben wurden vor

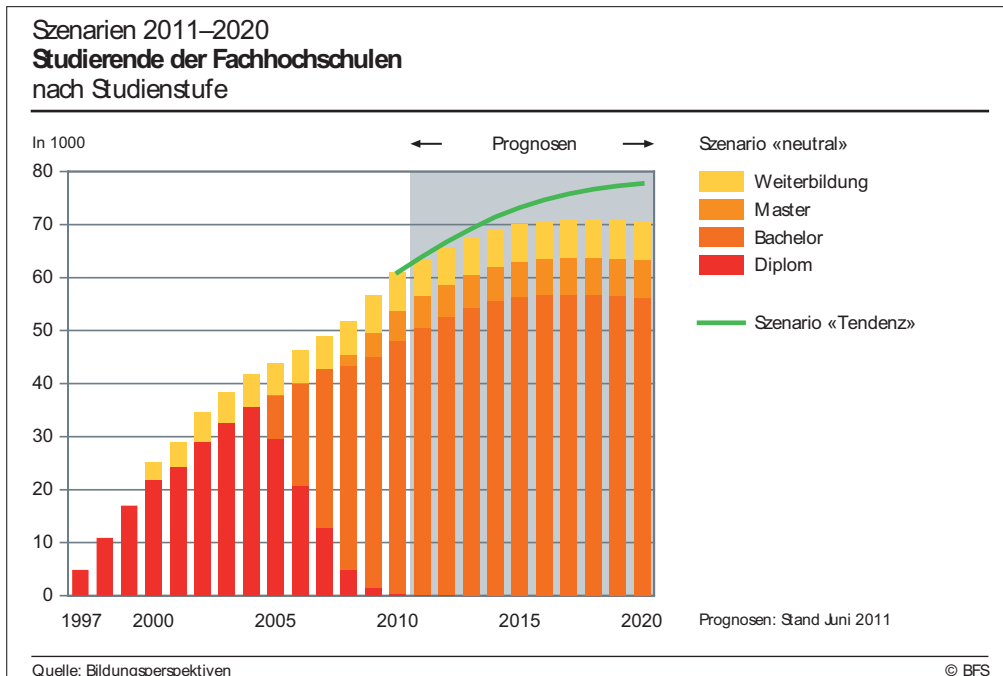
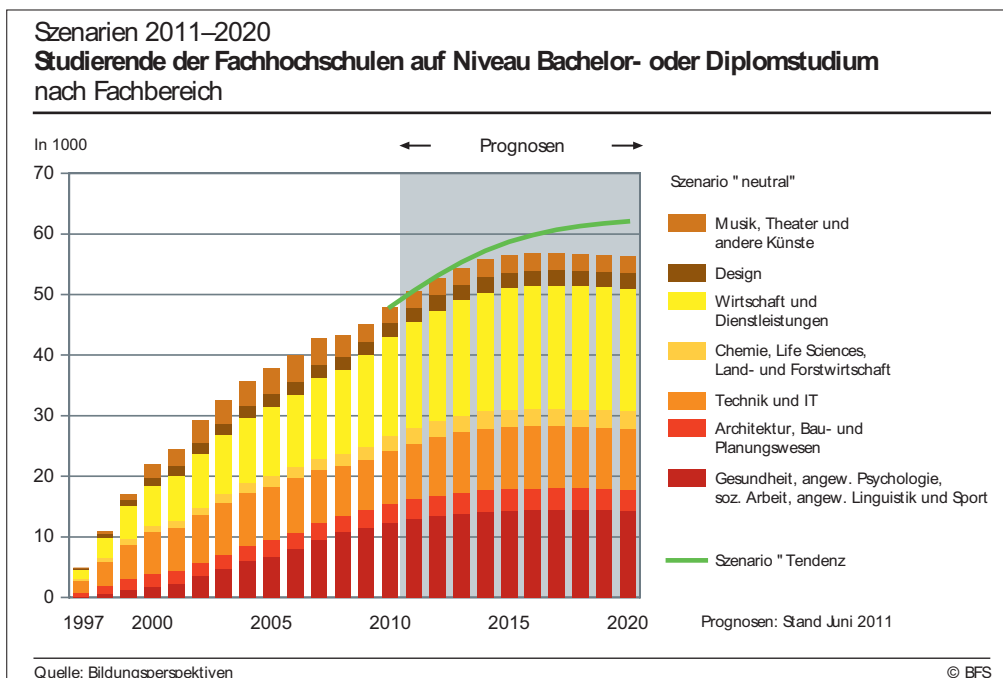
allem Angebote in den Bereichen Gesundheit, Soziale Arbeit und Kunst. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass diese prozentual am stärksten zugelegt haben. Auch in der Angewandten Psychologie hat sich über die letzten zehn Jahre hinweg die Zahl der Studierenden um über 500 Prozent gesteigert, jedoch stellt sie mit gut 1'000 Studierenden einen eher kleinen Anteil am Gesamten. Anteilsmässig fällt beispielsweise

der Bereich Soziale Arbeit mit über 7'000 Studierenden mehr ins Gewicht. Insgesamt dominiert nach wie vor der traditionelle Fachbereich Wirtschaft und Dienstleistungen. Knapp 30 Prozent aller Studierenden an Fachhochschulen, also gut 21'500 haben sich dafür entschieden.

Grosse Vielfalt

Die Vielfalt der Fachhochschulen lässt sich laut einer 2010 erschie-

nenen Studie der Gebert-Rüf-Stiftung grob in drei Segmente aufteilen. Gut verankert in der traditionellen Berufsbildung, führt der Weg in wirtschaftliche sowie technische Studiengänge wie Betriebsökonomie oder Informatik meist über eine Berufshochschule mit Berufsmaturität. So wie der «Königsweg» für Berufsleute ursprünglich vorgesehen war. Zudem gibt es auf universitärer Ebene entsprechende Angebote. Ganz anders bei Musik, Theater und anderen Künsten: Die Fachhochschulen haben hier quasi ein Monopol. Vermutlich deshalb und weil es dafür keine Berufshochschulen gibt, dominieren hier Studierende mit gymnasialer Maturität. Über einen wenig ausgeprägten Unterbau in der Berufsbildung verfügen «neue» Fachhochschulbereiche wie Soziale Arbeit, Gesundheit oder Angewandte Psychologie. Auf der



Studierende an Hochschulen

In den letzten zwanzig Jahren hat sich gemäss des Bundesamtes für Statistik BFS der Anteil der jungen Menschen, die in der Schweiz einen Erstabschluss einer Hochschule erwarben, fast vervierfacht. 2010 belief sich die Hochschulabschlussquote auf knapp 27 Prozent der gleichaltrigen Bevölkerung; 1990 waren es gerademal gut 7 Prozent. Hauptgrund für diesen Anstieg dürfte neben der wachsenden Zahl der Studierenden die 1997 eingeführten Fachhochschulen sein, an denen heute rund ein Drittel der Studierenden eingeschrieben sind. Gemäss BFS wird dieser klare Anstieg der Studierenden an Hochschulen bis mindestens 2014 anhalten. Dafür verantwortlich sind: immer häufigere Übertritte in Hochschulen, wobei ein FH-Studium nach der Berufsmaturität langsam zur Regel wird, eine steigenden Zahl ausländischer Studierenden und schliesslich die Entwicklung bei den FH-Master. Ab 2015 dürfte die Zunahme jedoch aufgrund des erwarteten Bevölkerungsrückgangs insgesamt geringer ausfallen.

universitären Seite haben sich diese mit Ausnahme der Psychologie nicht durchgesetzt. Auch hier haben viele Studierende andere Zulassungsbedingungen als die Berufsmaturität. Unter dem Strich: Nur 55 Prozent der Schweizer Studienanfänger an Fachhochschulen verfügen aktuell über eine Berufsmaturität, während ein Viertel eine gymnasiale Maturität und ein Fünftel einen anderen Schweizer Abschluss vorweisen. Generell zeigt sich: Je stärker sich in einem Ausbildungsbereich der Fachhochschulen die Bindung an die Berufsbildung ausprägt, desto höher sind die Anteile der Studierenden mit Berufsmaturität.

Aufstrebender Zweig

Gemäss derselben Studie ist die Heterogenität nicht nur bei den Studierenden, sondern auch beim Personal der Schweizer Fachhochschulen sichtbar. Während die forschenden und lehrenden Mitarbeitenden von Universitäten und ETHs ein stark standardisiertes Profil aufweisen, sind die Bildungsabschlüsse und Laufbahnen bei denjenigen der Fachhochschulen vielfältiger gestreut. Tendenziell haben die Wissenschaftler universitärer Hochschulen mehr geforscht, diejenigen der Fachhochschulen haben hingegen in der Wirtschaft mehr praktische, ausserhochschulische Erfahrungen gesammelt. Ihr Selbstverständnis und ihre Art und Weise zu unterrichten zeige, so die Studie, dass sich die Fachhochschulen als Ausbildungsstätten verstehen. Dies ist auch bei der Investition der Personalressourcen ersichtlich: Die Hälfte der Zeit wird an Universitäten für Forschung und Entwicklung aufgewendet, bei Fachhochschulen sind es 15 Prozent.

Ähnliches gilt für die Kosten: 53 Prozent der Gelder flossen 2009 gemäss BFS im universitären Bereich in die Forschung, die Fachhochschulen kamen auf 18 Prozent. Auch wenn der Unterschied zu den Universitäten nicht zu übersehen ist, ist gesamthaft das Forschungsvolumen an den Fachhochschulen viel stärker angestiegen als in der Masterplanung von

Bund und Kantonen vorgesehen. Das langfristige quantitative Ziel von 20 Prozent Forschungsanteil an den Betriebskosten wurde bereits 2009 erreicht.

Allerdings unterscheidet sich die Forschungsintensität in den einzelnen Fachbereichen. Beispielsweise forschen Technik und Life Sciences besonders aktiv. «Das signifikante Wachstum der anwendungsorientierten Forschung ist eine Erfolgsgeschichte», so Heinrich Stülpnagel, Leiter Stab Forschung und Entwicklung der ZHAW. Diese zeichnet sich vor allem aus durch Zusammenarbeit mit externen Partnern aus der Praxis. Ohne solch konkrete in Wirtschaft und Gesellschaft verwurzelte

Der Unterschied zu den Universitäten ist nicht zu übersehen, aber gesamthaft ist die Forschung an den Fachhochschulen viel stärker angestiegen als von Bund und Kantonen in der Masterplanung vorgesehen.

Fragestellungen wird nämlich nicht geforscht. Der konkrete Bezug der Forschung zur Praxis zeigt sich auch bei der Drittmittelfinanzierung, die seit 2007 stark angestiegen ist. Heute werden die FH-Forschungsprojekte zu 39 Prozent von Industriepartnern und zu 16 Prozent von der Förderagentur für Innovation KTI finanziert. Drittmittel kommen aber auch, wenngleich in geringerem Umfang, von der EU und dem Schweizer Nationalfonds SNF.

Mit dem erweiterten Leistungsauftrag der Fachhochschulen, anwendungsorientierte Forschung zu betreiben, sind sie institutionell dreifach verankert: im Bildungssystem, der berufsbezogenen Arbeitswelt so-

wie im Wissenschaftssystem. Ebenso vielfältig sind deshalb die Einflüsse, die auf sie wirken.

Neues Gesetz

Bei den Universitäten sind Forschungsmittel in der Grundausrüstung enthalten. Die Fachhochschulen erhalten keine oder nur wenig Grundfinanzierung für Forschung und müssen diese deshalb in hohem Masse über Drittmittel finanzieren. Forschungsmittel von Bund und Träger-Kantonen hängen ihrerseits direkt von den akquirierten Einnahmen ab: Je mehr Forschungsgelder sie akquirieren, desto mehr Mittel erhalten die Fachhochschulen. Ausschlaggebend für die Gesamtfinanzierung der Fachhochschulen durch Bund und Kantone ist hingegen vor allem die Anzahl der Studierenden. Der Bund, der für die Aufsicht über die Fachhochschulen zuständig ist, trägt einen Drittel ihrer Investitions- sowie Betriebskosten. Die restlichen Kosten übernehmen die Standortkantone oder werden von den Heimatkantonen der Studierenden bezahlt. Der Masterplan Fachhochschulen rechnet insgesamt für das Jahr 2012 mit Aufwendungen von 2'541 Millionen Franken. Miteinkalkuliert sind Raumkosten, Bauinvestitionen sowie Querschnittsprojekte. Alleine für die laufenden Betriebskosten werden im nächsten Jahr laut Planung 1'996 Millionen benötigt.

Der schweizerische Hochschulbereich soll nun mit dem neuen Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetz HFKG neu koordiniert werden. Der Nationalrat hat nach langer Debatte Mitte 2011 das Bundesgesetz deutlich gutgeheissen. Es ersetzt das seit 1995 bestehende Fachhochschulgesetz sowie das Universitätsförderungsgesetz. Neben der besseren Koordination in Hochschulfragen werden beispielsweise die Voraussetzung für die Ausrichtung von Bundesbeiträgen, gemeinsame Ziele oder die Einrichtung gemeinsamer Organe geregelt. Der Aufbau der Fachhochschulen ist also noch nicht abgeschlossen – es bleibt spannend! ■

zhaw

Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften

Standorte der ZHAW



[Rück- und Ausblick]

Die Schweizer Fachhochschulen – ein rasanter Aufbruch!

Die Geschichte der Schweizer Fachhochschulen auf knappem Raum festzuhalten, ist keine triviale Sache. Der folgende Text wagt die nicht leichte Aufgabe, einen Zeitsprung von den ersten Entwürfen über die Entstehungs- und erfolgreiche Wachstumsphase bis hin zu einem Ausblick in die Zukunft zu unternehmen.

WERNER INDERBITZIN

Der Begriff Fachhochschule war in der Schweiz bis anfangs der 90er-Jahre ein Unwort: Wir hatten die HTL's, die HWV's oder allgemein höhere Fachschulen, aber sicher keine Fachhochschulen. Dieser Terminus tönte in Schweizer Ohren so geschliffen hochdeutsch, dass wir ihn tunlichst zu vermeiden hatten – so jedenfalls beschied man in den einschlägigen Bundesstellen Mitte der 80er-Jahre einem HWV-Studenten, der beim Autor dieser Zeilen eine Einzeldiplomarbeit über einen Vergleich der deutschen mit den schweizerischen Fachhochschulen – eben etwas, das es nicht gab – schreiben sollte.

Die Anfänge in den 90er-Jahren

Entsprechend überraschend – und in für schweizerische Verhältnisse horrendem Tempo – kam einige Jahre später alles ganz anders. Aufge-

schreckt durch die Tatsache, dass es das europäische Ausland wagte, unsere Abschlüsse der höheren Fachschulen nicht adäquat zu anerkennen (HTL-Absolventen sollten keine Ingenieure sein?) und zutiefst verunsichert durch eine hartnäckige Stagnation der schweizerischen Volkswirtschaft (in der Zehnjahresperiode von 1990 bis 2000 stagnierte das BIP der Schweiz), waren plötzlich bildungspolitische Themen auf der Agenda: Stärkung der dualen Ausbildung der Berufslehre und Einführung der Berufsmaturität. Die Aufwertung der Höheren Fachschulen zu Fachhochschulen verfolgte aber noch weitere Ziele, wie die Botschaft des Bundesrates vom 30.5.1994 festhielt:

- Sicherung des Nachwuchses an praktisch und wissenschaftlich ausgebildeten Kaderleuten für die Wirtschaft,
- Aufwertung der Studiengänge auf nationaler und internationaler Ebene

und Gewährleistung der Europafähigkeit der Diplome,

- Schaffung von attraktiven Weiterbildungsmöglichkeiten,
- Erweiterung des Leistungsangebotes durch ein verbessertes Angebot an Weiterbildungsveranstaltungen, anwendungsorientierte Forschung und Entwicklung sowie durch Dienstleistungen (Wissens- und Technologietransfer).

Gleichzeitig rechnete die zitierte Botschaft des Bundesrates dem Parlament vor, dass Bund und Kantone für die Aufbauphase von 1996 bis 2003 Gesamtkosten von 5,4 Milliarden Franken(!) planteten.

Ohne Zweifel ein umfassendes Programm mit ehrgeizigen Zielen, alle darauf ausgerichtet, das Bildungssystem als wichtigen Faktor für Wohlstand und Wachstum in den Fokus zu nehmen und durch den Einsatz von substanziellen finanziellen Ressourcen zu reformieren. Aus heu-

Werner Inderbitzin, der Autor des nebenstehenden Beitrags, war bis Ende August Rektor der ZHAW.

tiger Sicht kann man nur mit Respekt festhalten, dass die schweizerische Bildungspolitik, das heisst weitsichtige Männer und Frauen in Politik und Verwaltung, beim Bund und den Kantonen eine wirklich weitreichende Reform des Bildungssystems Schweiz lancierten und auch realisierten!

Kein Etikettenschwindel

Konsequenterweise forderte die Politik von den Höheren Fachschulen ein, dass das «upgrading» zur Hochschule nicht zum Etikettenschwindel verkommen durfte. Gleichzeitig sorgte die legendäre Äusserung von Bundesrat Delamuraz, dass es sicher nicht mehr als zehn Fachhochschulen in der Schweiz geben werde, für «kreative Unruhe» unter den Höheren Fachschulen. Welche höhere Fachschule würde als eine der zehn Fachhochschulen anerkannt werden? Möglich war vorerst lediglich eine provisorische Anerkennung als FH – aber sogar dafür hatten die Schulen ausführliche, um nicht zu sagen episch lange, Gesuche einzureichen. Für die 1997 in Gründung begriffene Fachhochschule Winterthur, die nachmalige Zürcher Hochschule Winterthur, umfasste das Gesuch gut 15 Bundesordner! Auf die provisorische Anerkennung folgte in den Jahren 2001/2002 die Peer Review, ein extensives Verfahren zur qualitativen Überprüfung aller FH-Studiengänge. Für jeden provisorisch anerkannten Studiengang wurde eine Experten-gruppe (Peer Group) zusammengestellt, welche durch Studium der Akten aber auch einen zweitägigen Vor-Ort-Besuch die strukturellen Voraussetzungen, die inhaltliche Ausgestaltung und Qualität des Leistungsangebotes sowie die internationale Verflechtung überprüfte. Insbesondere wurde dabei eingefordert, dass die provisorisch anerkannten Fachhochschulen den erweiterten Leistungsauftrag erfüllten. Mit grossem Engagement gingen deshalb die Schulen daran, die Forschung aufzubauen, ein Weiterbildungsprogramm zu entwickeln und

Dienstleistungsangebote zu vermarkten. Man stand nicht gut da in den Gesprächen mit den Peers, wenn man keine Nachdiplomstudien vorzuweisen hatte, keine oder nur wenige richtige Forschungsprojekte vorzeigen konnte! Die Formel «gleichwertig aber andersartig» (im Vergleich zu den universitären Hochschulen) war omnipräsent! Fachhochschulen sollten – verglichen mit den vormaligen höheren Fachschulen – nicht einfach «alten Wein in neuen Schläuchen präsentieren»!

Der Aufschwung

Auf die herausfordernde, aber motivierende Aufbauphase mit einer seriösen Überprüfung durch Experten folgten einige ernüchternde Entwicklungen. Wenn man an einem Rennen teilnimmt, alles gibt um zu bestehen und wenn möglich ins vor-

Die Peer Review entpuppte sich als ein heisser Wüstensturm, der zwar Sand aufwirbelte, die Dünen verschob aber die Welt nicht wirklich änderte.

dere Drittel vorzustossen, erwartet man eine echte Validierung! Die Auswertung der Ergebnisse der Peer Review hat das leider verpasst – jedenfalls kam es so bei den beteiligten Fachhochschulen an. Ergebnisse und Rückmeldungen an die Schulen blieben vertraulich, schon gar nicht gab es ein Rating – und faktisch blieben die allermeisten FH-Studiengänge in der Schweiz weiterhin operativ. Die Peer Review entpuppte sich als ein heisser Wüstensturm, der zwar Sand aufwirbelte, die Dünen etwas verschob aber die Welt nicht wirklich änderte. Ein Rennen, bei dem letztlich niemand auf der Strecke bleibt, qualifiziert nicht wirklich.¹

Nachdem sich in den Anfängen der Fachhochschulen kurz nach der

Jahrtausendwende die Nachfrage nach Studienplätzen moderat entwickelte und das Forschungsvolumen nur zögernd zunahm, kippte die Entwicklung in den Jahren 2004 und 2005. Die Befürchtung, dass die geschaffenen Kapazitäten der FH nicht gefüllt werden könnten und die Studierenden wegbliessen, erwies sich als grundfalsch. Im Gegenteil: Die «Abstimmung mit den Füssen» enthüllte, dass die jungen Menschen ein Studium an einer Fachhochschule als erfolgsträchtige Investition betrachteten. Gleichzeitig erkannten immer mehr Unternehmen, dass die Zusammenarbeit mit Fachhochschulen Vorteile hatte, weil man gemeinsam – Hochschule und Praxispartner – praktische Fragestellungen angehen konnte. In den Segmenten Weiterbildung und Dienstleistungen bemühten sich die Fachhochschulen, entsprechend den nachhaltigen Hinweisen der Peer Review, Angebote zu entwickeln und – so wollte es das Gesetz! – kostendeckend auf Marktbedürfnisse auszurichten.

Zusammen mit den Entscheiden von Regierung und Parlamenten, weitere Professionen – die sogenannten GSK Berufe wie Gesundheit, Soziales und Kunst – in die FH-Welt aufzunehmen, resultierte ein nicht erwartetes Wachstum des FH-Bereiches. Wer jetzt erwartet hätte, dass die Politik applaudieren würde, sah sich bald eines Besseren belehrt! Die Erfüllung des erweiterten Leistungsauftrages, etwa neben der grundständigen Lehre auch Weiterbildungsprogramme anzubieten, wurde bald als «Wildwuchs» und als Konkurrenzierung der höheren Fachschulen bezeichnet. Anwendungsorientierte Forschung an Fachhochschulen, bis dato eine *conditio sine qua non* für die Anerkennung des Hochschulstatus, mutierte in der Öffentlichkeit zur mutwilligen Ambition der «Junior»-Hochschulen, in unziemlicher Weise Universitäten zu kopieren.

Die Perspektiven

Die Tatsache, dass die Fachhochschulen pro Jahr rund 12'000 wissen-

¹ Aufgrund dieser Erfahrung entschloss sich beispielsweise das Departement Wirtschaft und Management der Zürcher Hochschule Winterthur, den Studiengang Betriebsökonomie bei einer europäischen Akkreditierungsagentur, der FIBAA, prüfen und akkreditieren zu lassen – ein Vorgang, der dem Rektor der ZHW immerhin eine Vorladung beim Präsidenten der EFHK und dem stellvertretenden Chef des BBT einbrachte!

schaftlich, aber auch praxisnah ausgebildete Fachleute in die Arbeitswelt entlassen, wo sie auch ohne Probleme aufgenommen werden, ist ein grosser Erfolg für das Anfang der 90er-Jahre begonnene Projekt Fachhochschulen. Ebenso erfolgreich ist die innert kurzer Zeit aufgebaute und verstärkte anwendungsorientierte Forschung und Entwicklung. Beides ist für den Denk-, Werk- und Dienstleistungsplatz Schweiz von grosser wirtschaftlicher Bedeutung. Es bleiben aber wichtige Herausforderungen, die zukünftig das Hochschulsystem und insbesondere die Fachhochschulen beschäftigen werden.

Entwicklung zulassen

Die verschiedenen Stufen des Bildungssystems wie Berufsbildung, höhere Fachschulen, Fachhochschulen und Universitäten haben ihre spezifische Funktion und ihr Profil. Sie sind in einem arbeitsteiligen System gegenseitig aufeinander angewiesen und profitieren voneinander. So sind für die Fachhochschulen Praxisorientierung auf wissenschaftlicher Grundlage sowie Befähigung der Studierenden für Beruf und Arbeitsmarkt zentrale Zielsetzungen, die es auch zukünftig in den Mittelpunkt aller Bemühungen zu stellen gilt. Dabei ist es wichtig, dass das System flexibel bleibt und sich verändern kann. Hochschulen können nur in einer offenen Gesellschaft gedeihen, die den Diskurs und Wettbewerb zulässt und offen ist für neue Entwicklungen. Dass sich zum Beispiel Universitäten stärker der anwendungsorientierten Forschung widmen, sollte von den Fachhochschulen als vitalisierende Konkurrenz begrüsst werden. Dass Fachhochschulen in Disziplinen, die an Universitäten nicht oder nur schwach vertreten sind, auch Grundlagenwissen erarbeiten, ist notwendig. Und dass einzelne Fachbereiche an Fachhochschulen, allein oder in Kooperationen mit Universitäten dereinst Doktoratsprogramme anbieten, sofern denn die Qualitätsanforderungen erfüllt sind, ist eine natürliche Entwicklung. Für alle Hochschulen ist entscheidend, dass

es gelingt die Qualität von Lehre und Forschung zu halten und weiter zu entwickeln.

Selektiver sein

Für Forscher, Lehrende und Lernende muss es einen Selektions- und Entwicklungsprozess geben. Qualität ist nur möglich, wenn auch validiert wird, das heisst eine Auslese stattfindet. Nicht alle Anwärter für einen Studienplatz sind befähigt, ein Hochschulstudium erfolgreich zu absolvieren. Für die Hochschulen sollten die richtigen Anreize geschaffen werden, diese Selektion durchzuführen – und sie müssen natürlich auch selber den Mut haben, diese Auslese zu treffen. Nicht alle Anwärter für eine Lehr- und Forschungstätigkeit an den Hochschulen sind geeignet, diese Funktionen auszufüllen. Der Auswahl, Pflege und Entwicklung des Hochschulpersonals, insbesondere aber auch der Nachwuchsförderung, kommt in der Zukunft strategische Bedeutung zu.

Nicht nur technische, auch soziale Innovationen

Für die schweizerische Volkswirtschaft und die Erhaltung unseres Wohlstandes ist diese Weiterentwicklung des Bildungssystems unabdingbar. Es wäre aber falsch, das Bildungssystem eng und nur unter dem Aspekt der rein wirtschaftlichen Produktivitätssteigerung zu sehen. Es ist für unsere alternden, durch soziale Verwerfungen geprägten reifen Volkswirtschaften unabdingbar, dass wir den Innovationsbegriff weiter fassen. Nicht nur rein technologische, sondern auch soziale Innovationen sind notwendig! Es war deshalb ein weitsichtiger Entscheid von Bund und Kantonen, die Ausbildung in Gesundheit, Soziales und Kunst (GSK) ebenfalls in die Fachhochschulstufe zu integrieren. Die Ausbildung von Fachleuten und die Erarbeitung von neuem Wissen ist auch in diesen Bereichen von essentieller Bedeutung, und nichts wäre falscher, als die GSK-Berufe als quasi weniger produktive Professionen in die zweite Reihe zurückzustufen.



Finanzierungssystem überdenken

Die Finanzierung der Hochschulen durch die öffentliche Hand ist, speziell bei den Fachhochschulen, stark volumenorientiert. Konkret: je mehr Studierende – genauer: je mehr Credit-Punkte – «produziert» werden, desto mehr Geld fliesst in die Kasse der Hochschule. Das ist problematisch! Wenn wir es wirklich ernst meinen mit der Steigerung der Qualität an unseren Hochschulen, dann muss dieses Postulat auch gestützt werden durch eine sinnvollere, stärker auf Qualität ausgerichtete Finanzierung. Als Kriterien für den qualitativen Erfolg könnten zum Beispiel die eingeworbenen Drittmittel oder die Arbeitsmarktfähigkeit der eigenen Absolventen und Absolventinnen dienen. ■

Werner Inderbitzin:
Wenn wir es wirklich ernst meinen mit der Steigerung der Qualität an unseren Hochschulen, dann muss eine sinnvollere, stärker auf Qualität ausgerichtete Finanzierung eingeführt werden.

[Laudatio]

Dem Gründungsrektor wird gedankt

Am 31. August 2011 hat Werner Inderbitzin seine Tätigkeit als Gründungsrektor der ZHAW beendet. Die Zürcher Bildungsdirektorin würdigt seine Verdienste.

REGINE AEPPLI, REGIERUNGSRÄTIN, PRÄSIDENTIN FACHHOCHSCHULRAT ZFH

**Regierungsrätin
Regine Aeppli dankt
Gründungsrektor
Werner Inderbitzin
für seine
Aufbauarbeit.**

Als Werner Inderbitzin 1979 in einem Teilamt als Dozent für Volkswirtschaftslehre an der damaligen HWV Zürich angestellt wurde, dachte er wohl nicht im Traum daran, dereinst als Gründungsrektor einer Hochschule zu wirken, die in acht Departementen neben den wirtschaftlichen Fächern so unterschiedliche Studiengänge wie angewandte Psychologie, Architektur, Wirtschaftsrecht oder Aviatik anbietet. Mit dem Werden und Zusammenwachsen der ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, hat er seinem beruflichen Wirken eine Krone aufgesetzt, die ihm einen wichtigen Platz in den An-

nalen der Zürcher Bildungsgeschichte sichert.

Mit der Schaffung von sieben Fachhochschulen wollte der Bundesrat einer Zersplitterung der Fachhochschulen entgegenwirken. Die Spartenschulen sollten in einer gemeinsamen Organisation zusammengeschlossen und unter eine Führung gestellt werden. Für die Zürcher Fachhochschule ZFH konnte der Bundesauftrag mit der ZHAW erfüllt werden. Die Kunst sowie die Lehrerbildung durften ihren je eigenen Weg gehen. Damit oblag es vor allem der ZHAW, den Erwartungen des Bundes zu entsprechen. Ihre Zusammenführung in den Jahren 2007/08 hat viel zum Gelingen der FH-Genese beigetragen. Werner Inderbitzin, der 2005 vom Fachhochschulrat zum Gründungsrektor ernannt wurde, hat sich dieser Aufgabe mit ganzer Kraft gewidmet. Seit 2007 wurde die Neuorganisation der Zürcher Fachhochschule umgesetzt. Seither wurde der Gründungsrektor nicht nur zum ersten operativen Schulleiter, vielmehr übernahm Werner Inderbitzin mit seiner Erfahrung und seiner natürlichen Autorität auch umgehend die Rolle des Vorsitzenden der Rektorenkonferenz ZFH sowie die Vertretung der ZFH in der schweizerischen Konferenz der Fachhochschulen. Der wichtigste Auftrag hingegen war und

blieb der Aufbau der ZHAW, die Positionierung dieser grossen «Mehrspartenfachhochschule» in der Schweizer FH-Landschaft mit europäischer und globaler Ausstrahlung sowie die Führung dieser komplexen Organisation mit ihren acht Departementen und der Verwaltungsdirektion.

In all diesen Aufgaben hat Werner Inderbitzin seine Rolle immer sehr vorausschauend, zupackend und reflektiert wahrgenommen. Auch wenn angesichts der immensen Aufgabe längst nicht alle Ziele gleichermaßen verfolgt werden konnten, ist sein Leistungsausweis als Gründungsrektor ZHAW beeindruckend: Die ZHAW steht. Die ZHAW ist eine erfolgreiche Marke geworden, die für Fachlichkeit und Qualität bürgt. Die Organisation ZHAW ist über die Vorgängerinstitutionen hinausgewachsen und verfolgt über den departementalen Strategien eine eigenständige Stossrichtung ZHAW.

Wir können feststellen, dass Werner Inderbitzin seinem Nachfolger eine wohlgeordnete und erfolgreiche ZHAW übergeben kann. Für diese grossartige Leistung gehört ihm Anerkennung: Regierung und Fachhochschulrat danken dem Zurücktretenden für die guten geleisteten Dienste und wünschen ihm – beruflich und privat – für die nächste Lebensphase alles Gute! ■





Blumen für den scheidenden Rektor aus dem Garten der ZHAW in Wädenswil

[Erfolgreiches Modell]

Haben sich die Erwartungen erfüllt?

Ein Gespräch über die Schweizer Fachhochschulen mit ZHAW-Gründungsrektor Werner Inderbitzin und Alt-Nationalrat sowie Bildungspolitiker Rudolf Strahm.

GESPRÄCHSMODERATION: MARKUS GISLER

Vor 16 Jahren hat der Bund beschlossen, die Fachhochschulen unter seinen Schirm zu stellen und sie in sieben Regionen zusammenzufassen. Mittlerweile sind alle Schulen fusioniert, die ZHAW blickt auf vier Jahre unter einheitlicher Führung zurück. Sind die bildungspolitischen Erwartungen an die Fachhochschulen erfüllt?

Rudolf Strahm: Ich halte die Fachhochschulen, so wie sie vom Bund aufgesetzt wurden, für ein sehr erfolgreiches Modell. Dank der regionalen Zusammenfassung werden die Fachhochschulen (FH) besser wahrgenommen, was letztlich zu einer Aufwertung der Berufsbildung und zur Etablierung einer berufspraktischen Intelligenz in der Schweiz geführt hat.

Sie führen den Erfolg also auf den regulierenden Eingriff des Bundes zurück?

Strahm: Ja, er hat eine Harmonisierung zustande gebracht und damit die FH als Ganzes gestärkt. Die Kantone alleine hätten sich weder auf die sieben Regionen noch auf eine Vereinheitlichung dieses Bildungsweges einigen können. Ich hatte es als Parlamentarier selber

noch erlebt, wie kantonale Erziehungsdirektoren bei Bundesrat Delamuraz auf Sonderwünsche gepocht haben.

Man könnte die Situation auch so zusammenfassen: Der Bund reguliert, die Kantone bezahlen.

Werner Inderbitzin: Die Kantone berappen etwa zwei Drittel der Kosten einer FH, der Bund nur knapp ein Drittel, was zu einem gewissen Spannungsverhältnis führt mit positiven aber auch problematischen Seiten. Ich bin froh, dass der Bund eine Regulationshoheit hat, man muss allerdings aufgrund der Erfahrung sagen, dass die Kantone, beziehungsweise die Erziehungsdirektorenkonferenz EDK heute stärker als vor 16 Jahren mitreden. Wegen des Finanzierungsverhältnisses ist das auch nachvollziehbar. Deshalb fühlen sich die Erziehungsdirektoren auch wie Mehrheitsaktionäre der FH.

Dass die FH erfolgreich sind, lässt sich leicht an den massiv gestiegenen Studierendenzahlen ablesen. Allerdings hat dies zum Vorwurf geführt, die FH würden eine Akademisierung der Berufe betreiben.

Treiben es die FH zu weit?

Strahm: Bei allem Erfolg des Modells besteht tatsächlich die Gefahr, dass es zu einer Akademisierung und einer Konvergenz mit den universitären Hochschulen kommt. Verantwortlich dafür ist aber vor allem das schrecklich bürokratische Bologna-Modell, das die Uni zu Schulen verkommen lässt. Der Akademisierung leistet aber auch das Standesdenken der FH-Dozenten Vorschub, die sich jetzt – Bologna-konform – Professoren nennen und ihre Schule wie eine Uni dargestellt haben möchten. Das alles passt nicht zur Absicht des Gesetzgebers, der die FH als «andersartig» etablieren wollte. In der Botschaft des Bundesrates zum FH-Gesetz stand: «gleichwertig, aber andersartig».

Der ewige Streit: Wie definieren Sie «andersartig»?

Strahm: Praxisorientiert, anwendungsorientiert, näher am Arbeitsmarkt. Jetzt besteht die Gefahr, dass die FH zu Universitäten zweiter Klasse werden. Die Annäherung an die Unis wäre nicht etwa eine Aufwertung der FH sondern ein Downgrading, insbesondere für

die technischen Bereiche, die Ingenieure.

Inderbitzin: Die FH haben ein klares Profil der Praxis- und Arbeitsmarktorientierung und daran halten wir fest. Aber es ist nicht die Politik, welche Profile via Gesetz vorgeben kann. Ich teile übrigens auch Ihre Meinung bezüglich der Konvergenz nicht, Herr Strahm. Es ist nicht so, dass die FH zu Universitäten werden, wir beobachten vielmehr, dass universitäre Hochschulen immer mehr Elemente der FH übernehmen und uns nachahmen. So haben die Universitäten in den letzten Jahren die anwendungsorientierte Forschung entdeckt, was in jedem einschlägigen Forschungsbericht nachzulesen ist.

Wir kommen um die präzisere Definition von «andersartig aber gleichwertig» nicht herum.

Inderbitzin: Wenn sich die Referenzgrösse, also die Art der Forschung an Universitäten verändert, wird es immer schwieriger, diese Andersartigkeit zu definieren. Ich widerspreche dem Vorwurf, dass wir Universitäten werden wollen. Aber selbstverständlich ist unser Pro-



Werner Inderbitzin (rechts) diskutiert mit Rudolf Strahm (Mitte) über die Entwicklung der Schweizer Fachhochschulen. Das Gespräch moderiert Markus Gisler (links).

fil als Hochschule ebenfalls akademisch, also wissenschaftsbasiert. In der Botschaft des Bundesrats von 1994 zu den Fachhochschulen kommt das Wort «wissenschaftlich» übrigens mehrere Mal vor. Also erstaunt es auch nicht, dass FH Ausbildungs- und Forschungsansätze aufweisen, die es auch an Unis gibt.

In jüngster Zeit wurde der Ausbildungsstand der FH-Professoren ein Thema. Muss ein FH-Dozent promoviert haben?

Strahm: Wenn gefordert wird, dass FH-Dozenten promoviert sein müssen, dann heisst das, dass die Ausbildung zwangsläufig immer ähnlicher wie an den Unis wird, da ja nur die Unis die Doktorwürde erteilen dürfen. Das würde dazu führen, dass Studierende länger an den Unis bleiben und dann, weil

die Zeit nicht mehr reicht, zu FH-Lehrern ohne Praxis werden. Gerade in den technischen FH kam früher die Mehrheit der Dozenten aus der industriellen Praxis, wovon die Studierenden in grossem Mass profitierten.

Inderbitzin: Die FH hatten zwar schon immer Dozierende mit universitärem Know-how und entsprechenden Titeln. Doch wenn wir unser Profil stärken wollen, müssen wir auch unseren eigenen Nachwuchs an Dozenten selber entwickeln können. Mit den Masterprogrammen sind wir nun auf gutem Weg, weil daraus ein Teil des Nachwuchses für den Lehrkörper abgedeckt werden kann.

Und wie steht es mit der Forderung, dass FH auch das Recht haben sollen, die Doktorwürde zu erteilen?

Inderbitzin: Das haben Sie,

Herr Strahm, auch schon in Artikeln gefordert. Ich bin der gleichen Auffassung: Wenn die FH ihren Nachwuchs im Lehrkörper sicherstellen wollen, müssen sie zukünftig auch das Recht haben, Promotionsrechte, also die Doktorwürde zu erteilen. Voraussetzung dafür ist selbstverständlich, dass die jeweiligen FH beziehungsweise der entsprechende Fachbereich auch die Qualitätsstandards erfüllen.

Wer soll das entscheiden?

Inderbitzin: Historisch hat sich jede Uni selber das Recht ausbedungen, ihre Studenten zu promovieren.

Strahm: Grundsätzlich sind dafür die Kantone zuständig. Sicher ist jedenfalls, dass der Bund in der Frage der Promotionsrechte keine Weisungsbefugnisse gegenüber den Kantonen hat. Als in Luzern eine

Universität gegründet wurde, war das Sache des Kantons.

Die Vorstellung, dass die Fachhochschulen Dokortitel erteilen, dürfte bei manchen Uni-Professoren auf Widerstand stossen.

Strahm: Die FH-Rektoren wünschen das. Ich bin da etwas gespalten. Wenn es um die Frage der Andersartigkeit geht, müssen die FH ihre eigenen Wege gehen und eigene Dozenten-Curricula anbieten können. Auf der andern Seite muss man sich fragen, ob sich die FH nun dieser europäischen Bologna-Titelmanie unterordnen wollen. Dazu gehört ja auch dieser Zwang zu publizieren aus Angst, sonst unterzugehen nach dem Motto: publish or perish. Ich bin ja selber mit einem Bein an einer Uni und sehe, welch unnötiger Schrott aus



Werner Inderbitzin: Weil manchmal das Niveau nicht genügt, scheiden nach dem ersten Jahr 30 bis 40 Prozent der Studierenden aus. Das ist teuer und hilft niemandem.

Karrieregründen da produziert wird. Das ist eindeutig eine Fehlentwicklung. Die FH müssen ihre Andersartigkeit hervorheben. Mit der Erteilung von Dokortiteln ist das nicht zu erreichen. In Deutschland werden, wie der Fall Gutenberg zeigte, Dokortitel gekauft und es werden jährlich 100'000 solcher Titel vergeben. In dieser Massenproduktion von wohlklingenden Titeln mitzumachen bringt den FH nichts.

Inderbitzin: Ich möchte festhalten, dass ich nicht der Meinung bin, die FH müssten generell das Promotionsrecht erhalten. Genau das will ich nicht. Vielmehr fordere ich, dass Standards festgelegt werden, die Hochschulen, auch Unis, erfüllen müssen, damit die Erteilung der Doktorwürde gerechtfertigt ist. Wenn man sich umschaute, stellt man fest, dass jede Fakultät macht, was sie will. Die Ergebnisse sind bekannt. Man stellt fest, dass Leute mit unlauteren Methoden zum Titel gelangt sind. Das definie-

ren von Standards kann im Rahmen einer System-Akkreditierung erfolgen und da müssten sich auch Fachbereiche von FH bewerben können.

Kommen wir zum Zutritt in die FH. Da wird Berufserfahrung oder mindestens ein Jahr Praxis gefordert. Nun steigt aber die Nachfrage nach Studienplätzen auch bei gymnasialen Matura-Absolventen, die oft bloss mit rudimentärer Erfahrung aus der Arbeitswelt in die FH eintreten.

Strahm: In der Romandie wird wenig Gewicht auf die Berufserfahrung gelegt, weil dort der Anteil Gymnasiasten viel höher ist. Dort möchte man den Maturanden den Eintritt in eine FH ohne Praxis erlauben. Diese Aufweichung darf man aber nicht zulassen, denn damit würden die FH zu Universitäten zweiter Klasse, nach dem Motto: Wer's an der Uni nicht schafft, kann ja dann in eine FH.

Inderbitzin: Ich habe da eine differenzierte Meinung. Unbe-

stritten ist, dass wir diese einjährige Arbeitswelterfahrung für ein FH-Studium zwingend voraussetzen müssen. Das gilt auch für die Gesundheits- und sozialen Berufe. Wenn gymnasiale Maturanden einsehen, dass sie mit einem universitären Studium unglücklich werden und nicht zu einer Beschäftigung sondern allenfalls aufs Abstellgleis gelangen, sollen sie doch die Möglichkeit haben, ein praxisorientiertes FH-Studium zu absolvieren. Das ist auch unter volkswirtschaftlichen Gründen absolut sinnvoll und nützlich. Sollen sie denn stattdessen alle Publizistik oder Psychologie studieren? Man müsste Gymnasiasten, die sich für einen frühen Berufswechsel entscheiden, eigentlich gratulieren.

Unter Politikern zu reden gibt die starke Zunahme an Studierenden, weil die gewaltigen Zuwachsraten von bis zu 50 Prozent insbesondere bei der betriebswirtschaftlichen Ausbildung die Kosten aufblä-

hen. Manche Fachhochschulen haben einen versteckten Numerus Clausus, in dem sie die Platzzahl beschränken. Ist das Kontingent gefüllt, werden Interessenten einfach aufs nächste Jahr vertröstet.

Inderbitzin: Ich bin gegen einen Numerus Clausus, sei es bei uns oder an der Uni. Abgeklärt werden muss die Studierfähigkeit, was in der Schweiz Aufgabe der vorgelagerten Stufe ist, also der Gymnasien und Berufsmittelschulen. Leider müssen wir feststellen, dass die Ausfallquote bei uns nach dem ersten Studienjahr relativ hoch ist. Die Hochschulen müssen vermehrt bei der Festlegung der Inhaltsvermittlung an den Mittelschulen mitreden. Die jungen Leute müssten mit viel konkreteren Berufsvorstellungen an die FH kommen. Weil das nicht der Fall ist und weil manchmal das Niveau nicht genügt, scheiden nach dem ersten Jahr 30 bis 40 Prozent der Studierenden aus. Das ist teuer und hilft niemandem.

Strahm: Ich bin auch gegen einen Numerus Clausus, zumal die Hochschulzugangquote in vielen Industrieländern massiv höher ist als jene der Schweiz. Hier absolvieren rund 20 Prozent eine Matura, etwa 8 Prozent eine Berufsmatura. Diese 28 Prozent sind Selektion genug. In Deutschland liegt diese Quote bei 43 Prozent, in Frankreich bei 51 und in Italien bei über 70 Prozent. Was ein Numerus Clausus an Fehlentwicklung bewirken kann, sieht man in der Medizin. Mittlerweile stammen 70 Prozent des jungen Ärztenachwuchses aus dem Ausland. Im letzten Jahr meldeten sich 3500 Schweizer für ein Medizinstudium an, bloss 800 haben einen Platz erhalten.

Zu diskutieren gibt auch die Durchlässigkeit der Hochschulen. Etwa die Frage, ob ein

Bachelor einer FH einen Master an einer Uni absolvieren kann – oder umgekehrt, ein Uni-Bachelor einen Master an einer FH?

Inderbitzin: Fakt ist, dass diese Durchlässigkeit praktisch nur auf dem Papier besteht. Bis jetzt funktioniert nur der bilaterale Weg. Die FH müssen mit jeder einzelnen Uni ein Abkommen ausarbeiten, ob und unter welchen Voraussetzungen ein Student unserer Schule an die Uni wechseln kann. Die Unis geben sich sehr zugeknöpft. Mit einem FH-Bachelor einen Master an einer Uni zu absolvieren, ist die grosse Ausnahme.

Strahm: Für die Passerellen-Frage, also die Übertritte von der FH an die Uni oder umgekehrt, braucht es dringend eine Bundeslösung.

Die Frage des Übertritts von einer Hochschule zur andern, also die Passerelle könnte im Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetz HFKG geregelt werden, das derzeit im Parlament behandelt wird.

Strahm: Es müsste darin geregelt werden. Man will dieses Gesetz durchboxen, ich hoffe, dass das nicht gelingt, denn dieses HFKG wäre ein bürokratisches Monster, das der erfolgreichen Vereinheitlichung der höheren Berufsbildung zuwiderläuft. Gemäss Planung würde die Bildung mit dem geplanten HFKG durch ein unglaublich schwerfälliges Führungssystem geregelt. Da amten in der Hochschulkonferenz zuoberst 26 kantonale Bildungsdirektoren und ein Bundesrat, darunter kommen ein 15-köpfiger Hochschulrat mit 14 kantonalen Regierungsräten, ein Akkreditierungsrat, eine Akkreditierungsagentur und diverse Akademien. Diese bürokratische neue Steuerung ist nichts weiter ist als eine Re-Kantonalisierung der höheren Berufsbildung. Eine krasse Fehlentwick-

lung. Und dem sollen die FH untergeordnet und das noch junge FH-Gesetz aufgehoben werden. Viel geeigneter wäre ein einfacheres Gesetz, das die Passerellen regelt.

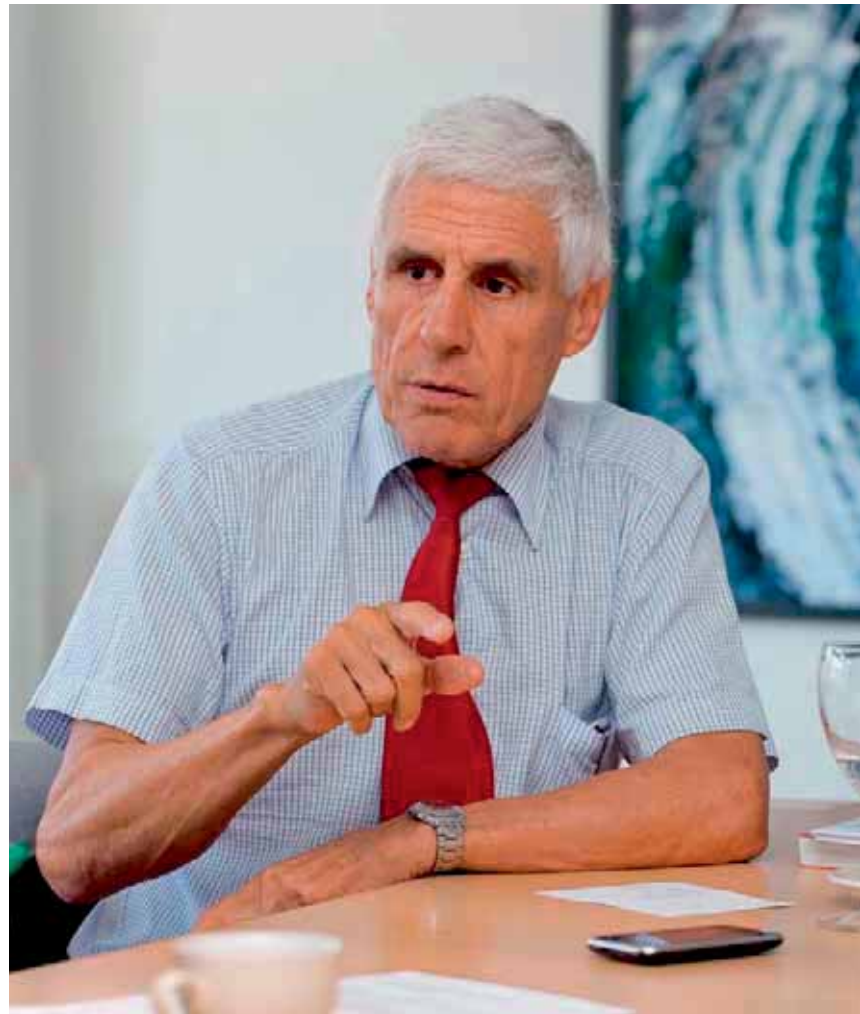
Inderbitzin: Das HFKG würde uns mehr Autonomie verleihen. Was die Steuerungsorgane betrifft, bin ich mit Rudolf Strahm einverstanden. Das ganze mutet schon sehr barock an. Das Problem liegt in der 2006 in der Verfassung festgelegten Regel, dass Bund und Kantone gemeinsam über Bildungsfragen einig sein müssen. De facto erleben wir das Wiedererwachen des «Kantönligeists» im Bildungssystem. Das ist ein Anachronismus.

Was ist denn Ihre Prognose? Kommt das HFKG oder kommt es nicht?

Strahm: Das ist offen. Wenn das Referendum ergriffen wird, würde die Vorlage haushoch abgelehnt.

Was wären die dringendsten Massnahmen, um die Profilierung der Fachhochschulen weiter zu stärken?

Inderbitzin: Ich glaube nicht, dass es eigentliche Massnahmen braucht. Ich wünschte mir allerdings, dass die Opinion Leaders im Land, die Wirtschaftsführer, Politiker und Medienleute genauer hinschauen, was wir wirklich tun an den FH. Wir bilden heute praxis- und arbeitsmarktorientiert aus, ganz im Sinne der Gründer der Fachhochschulen, unsere Curricula haben sich im Vergleich zu jenen der früheren Höheren Fachschulen massiv verbessert. Wir haben den erweiterten Leistungsauftrag, anwendungsorientiert in allen Fachbereichen zu forschen, das heisst, die Dozierenden sind nicht nur in der Lehre tätig, sondern sie beteiligen sich an Anwendungsprojekten in der Privatindustrie.



Rudolf Strahm: Die ZHAW ist in den letzten Jahren zu einer sehr anerkannten und respektierten Institution geworden.

Die Fachhochschulen haben sich in den vergangenen Jahren profiliert und das verdient Anerkennung und Respekt!

Strahm: Erstens müsste der Dozierendenpool wieder vermehrt aus dem Kader der Industrie und der Wirtschaft rekrutiert werden. Ich weiss, es gibt finanzielle Probleme. Für 150'000 Franken Lohn ist es schwierig, Topkader als Dozenten zu gewinnen. Wenn halt nicht full time, dann eben temporär. Damit die Forschungsergebnisse auch publiziert werden können, brauchen die FH zweitens eigene wissenschaftliche Publikationen für die Resultate der angewandten Forschung. Nötig wäre eine eventuell öffentlich mitfinanzierte Kultur

des angewandten Forschungstransfers, der in der Industrie auch gelesen wird. Universitäre Forschungsberichte werden in den Betrieben nicht gelesen. Und drittens sollten sie ihre Forschungsergebnisse noch besser vermarkten. Ich habe einermassen einen Überblick über Resultate in der angewandten Forschung. Die ZHAW ist da recht gut positioniert – und ich sag das nicht, um Blumen zu verteilen. Es ist ein Faktum. Im Wirtschafts- und Finanzbereich ist sie ja fast präsenter als die Uni. Die ZHAW ist in den letzten Jahren zu einer sehr anerkannten und respektierten Institution geworden, auch dank ihrer angewandten Forschung und deren Vermarktung. ■



[Fachhochschule oder Universität]

Wer hat's erfunden?

Spricht man im Ausland von Fachhochschulen, stösst man auf Unverständnis – was ist damit gemeint? Die englische Übersetzung «University of Applied Sciences» ist auch nicht wirklich hilfreich. Der folgende Artikel zeigt auf, wo und wie die Fachhochschulen entstanden sind. An Beispielen wird gezeigt, wo im Ausland Ausbildungen angeboten werden, die in der Schweiz als «typische» Fachhochschulstudien gelten.

URS WILLI

Die Fachhochschule ist keine Schweizer Erfindung. Das ist eigentlich verwunderlich, denn sie passt so gut ins Schweizer Bildungssystem wie die Armbrust zu Wilhelm Tell. Trotzdem gilt hierzulande das Motto der Fachhochschulen «Gleichwertig, aber andersartig» erst seit gut einem Dutzend Jahren. Erfunden hat die Alternative zu Universitäten und Technischen Hochschulen unser nördliches Nachbarland, und zwar schon gut 30 Jahre vorher, Ende der 1960er-Jahre. Dem deutschen Beispiel folgte Österreich anfangs der 1990er-Jahre, die Schweiz am Ende des Jahrzehnts.

Wissenschaftlich, aber nicht zu akademisch

Dass die Fachhochschule in der deutschsprachigen Welt zu Hause ist, hängt offensichtlich mit dem System der Berufslehre zusammen,

die in ihrer modernen Form des dualen Berufsausbildungs-Systems nach wie vor ein erfolgreiches Modell darstellt. Der Grundgedanke, dass angehende Berufsleute ihr Handwerk sowohl in der Schule wie im Betrieb erlernen und dadurch mit Theorie und Praxis gleichermaßen in Berührung kommen, gilt als Schlüssel zum Erfolg, sei es bei der Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit oder der volkswirtschaftlichen Prosperität. Die Fachhochschulen sind in diesem System die Krönung der dualen Ausbildung auf tertiärer Stufe. In ihr werden die Tugenden der Berufsbildung in die Sphären transponiert, die vorher den klassischen Hochschulen vorbehalten waren: Praxisbezug und Anwendungsorientierung sollen dafür sorgen, dass Forschung und Lehre genügend «Bodenhaftung» aufweisen und die Bedürfnisse der Wirtschaft im Auge behalten. Die Fachhoch-

schulen sollen hervorragende wissenschaftliche Leistungen erbringen, es aber tunlichst vermeiden, allzu «akademisch» zu werden, weil dies die Praxistauglichkeit der Absolventinnen und Absolventen gefährden würde. Und obwohl realiter keine Anzeichen dafür zu erkennen sind, mehren sich in letzter Zeit die Mahnungen vor einer «Überakademisierung» der höheren Berufsbildung.

Ob solche Befürchtungen berechtigt sind, soll hier nicht erörtert werden. Aber vielleicht ist ein Blick über die Landesgrenze nützlich, der an einigen wenigen Beispielen zeigt, wie sich die Ausbildungsstandards im internationalen Rahmen entwickeln.

Wie machen es die anderen?

Die Frage ist allerdings leichter gestellt, als beantwortet. Denn die Lage ist unübersichtlich, sind doch

Urs Willi, der Autor des nebenstehenden Beitrags, ist Direktor des ZHAW Departements Angewandte Linguistik.

die Bildungssysteme nicht nur von Land zu Land verschieden, sondern meistens, dank föderalen Strukturen, auch innerstaatlich. Eine Ausnahme bildet unser Nachbarland Frankreich.

Nehmen wir die Ausbildung zur Pflegefachperson – der früheren «Krankenschwester» – als Beispiel: Wie man *infirmier* oder *infirmière* wird, ist für das ganze Land zentral geregelt. Die Zahl der Studienplätze ist ebenso festgelegt wie die der universitären Ausbildungsstätten. Wer das Pflege-Studium aufnehmen will, muss einen *Concours d'entrée* bestehen. Zugelassen ist, wer das *Baccalauréat* besitzt oder allenfalls eine mehrjährige Berufspraxis im paramedizinischen Bereich vorweisen kann (mit Zusatzprüfung). Das Studium besteht zu rund zwei Drittel aus Theoriekursen, der Rest sind Praktika. Es wird mit dem *Diplôme d'état* abgeschlossen, das einem Bachelorabschluss gleichwertig ist.

In der übrigen frankophonen Welt sind die Verhältnisse ähnlich: Die Akademisierung des Pflegestudiums ist in sieben von zwanzig französischsprachigen Ländern im Gan-

ge oder abgeschlossen (Belgien, Frankreich, Kanada, Libanon, Rumänien, Schweiz, Tunesien). Vergleichbare Standards herrschen in Belgien, Frankreich, Kanada und der Schweiz. Masterstudien in Pflegewissenschaft gibt es immerhin in fünf frankophonen Staaten (Kanada, Elfenbeinküste, Libanon, Rumänien, Schweiz), nur in dreien ist eine Promotion möglich (Kanada, Rumänien, Schweiz). In Frankreich selbst wird der erste Masterstudiengang 2012 eröffnet.

«Nursing» – eine akademische Ausbildung

In der angelsächsischen Welt hat die wissenschaftliche Ausrichtung der Pflegeberufe eine lange Tradition. Bereits 1860 eröffnete Florence Nightingale in London die «Nightingale Training School for Nurses». Die ersten Konzepte für eine akademische Ausbildung der *nurses* in den USA gehen auf die frühen 1920er-Jahre zurück. Es dauerte allerdings noch weitere drei Jahrzehnte, bis an einer amerikanischen Universität das erste *Associate Degree*-Programm starten konnte. In den 1960er-Jahren waren dann Bachelor-

studiengänge in *Nursing* etabliert, in den 1970er-Jahren wurden weiterführende Master- und PhD-Programme üblich. Heute existieren in den USA 80 Doktoratsstudiengänge, 340 Master- und 650 Bachelorstudiengänge, 880 *Associate Degree*-Lehrgänge und 80 *Diploma Programs* an Spitälern oder Gesundheitszentren. Der Bachelorabschluss (BSN) ist Minimalvoraussetzung für die Berufsausübung als *Registered Nurse*. Ähnliche Regelungen gelten für Grossbritannien und die Staaten des Commonwealth: In England wird ab 2013 für Berufseinsteiger ein akademischer Grad vorausgesetzt.

Ist die Akademisierung der Pflegeberufe, also die Ablösung der ehemals üblichen Berufslehre, in vielen Ländern eine Neuerung der letzten Jahrzehnte, so gab es in den klassischen FH-Bereichen Technik und Wirtschaft schon seit jeher zwei Zugangswege in die Profession: einmal über das Studium an Technischen Hochschulen oder Universitäten oder über die Ausbildung an höheren Fachschulen beziehungsweise ihren Entsprechungen (Polytechnics, Community Colleges usw.). Heute ist auch



In den USA und in Grossbritannien ist der Bachelorabschluss (BSN) Minimalvoraussetzung für die Berufsausübung als Registered Nurse.

Foto Urs Siegenthaler



dieser Bereich international weitgehend akademisiert: Künftige Ingenieure oder Betriebsökonominnen studieren in den meisten Ländern ausserhalb des deutschen Sprachraums an (Technischen) Universitäten und schliessen – je nach Qualifikationsstufe – mit einem Bachelor, Master oder Doktorat ab.

Angewandte Linguistik – traditionell an Universitäten

Eine dritte Gruppe unserer FH-Studiengänge schliesslich ist traditionell an Universitäten zu Hause und eher in Ausnahmefällen an Fachhochschulen. So ist etwa das Übersetzer- und Dolmetscherstudium weltweit praktisch überall ein Universitätsstudium. Auch im deutschsprachigen Raum finden sich diese Studiengänge nur vereinzelt an Fachhochschulen, etwa an der ZHAW. Ähnliches gilt auch für die angewandte Psychologie. Doch ob Universität oder FH: Die vom Markt beziehungsweise vom Gesetz verlangte Minimalqualifikation in diesen Professionen ist ein MA-Ab-

schluss. Der Unterschied zwischen dem Studium an der Universität und an der Fachhochschule besteht im Wesentlichen darin, dass die BA-Absolventinnen der FH auf eine Berufstätigkeit mit Bachelorqualifikation vorbereitet sind, diejenigen der Universitäten nicht.

Was ist zu tun?

Die Fachbereiche Angewandte Linguistik und Angewandte Psycholo-

Das Problem der Schweizer Fachhochschule ist nicht die «Überakademisierung», sondern das Ignorieren der Vielfalt, die sie gewonnen hat.

gie unterscheiden sich zusammen mit den Fachbereichen Gesundheit,

Soziale Arbeit, den Bereichen der Kunst und der Lehrerbildung in einem wesentlichen Punkt vom klassischen Kern der Fachhochschulen: Ihre Studiengänge bauen alle nicht auf einer Berufslehre auf. Dass all diese Bereiche – obwohl sonst überall auf der Welt eher an Universitäten anzutreffen – an der Fachhochschule trotzdem am richtigen Ort sind, liegt an ihrer ausgesprochenen Affinität zu Anwendung und Anwendbarkeit. Wenn sie sich hie und da fühlen wie Christian Morgensterns Huhn in der Bahnhofshalle («... nicht für es gebaut...»), dann deshalb, weil der Rahmen, wie er der Fachhochschule heute gesteckt ist, letztlich auf die Fachbereiche Technik und Wirtschaft zugeschnitten ist. Das sollte möglichst bald geändert werden.

Fazit: Die Schweizer Fachhochschule passt gut ins internationale Bild. Ihr Problem ist nicht die «Überakademisierung», sondern das Ignorieren der Vielfalt, die sie in ihren ersten zwölf Lebensjahren gewonnen hat. ■

Das Übersetzer- und Dolmetscherstudium ist weltweit praktisch überall ein Universitätsstudium.

Foto Stephan Knecht

[Intakte Berufschancen]

Unterschiede werden immer unwichtiger

Am Arbeitsmarkt verschwinden die Unterschiede zwischen Uni- und FH-Abschluss immer mehr. Die Berufschancen sind praktisch identisch. Das Konzept des starken Bezugs zur Praxis erweist sich als schlagendes Instrument. Eine Übersicht.

VON MARKUS GISLER

Will man den beruflichen Erfolg von Absolventen von Fachhochschulen analysieren, ist man auf Befragungen und Beobachtungen angewiesen. Statistiken gibt es nicht. Besonders schwierig wird eine generelle Beurteilung der Berufsbefähigung von Fachhochschulabgängern, weil das gesamte FH-Spektrum vom Lehrerberuf über die künstlerischen Disziplinen bis zu den Fachrichtungen der acht angewandten Departemente der ZHAW reicht. Selbst innerhalb der ZHAW ist das Spektrum weit gefächert, von der Physiotherapeutin und Hebamme über die Psychologen, Sozialarbeitenden bis zu den Architektinnen, Chemikern, Dolmetschern, PR-Fachleuten, Ingenieuren, Betriebswirtschaftlerinnen und Juristen. Während gerade Ingenieurinnen aller Ausrichtungen nach dem Abschluss der rote Teppich ausgerollt wird, haben es die gestaltenden Berufe schwerer eine geeignete Stellen zu finden. Auch die Absolventinnen und Absolventen der pädagogischen Hochschule müssen sich wegen des allgemeinen Lehrermangels keine Sorgen um eine Anstellung machen. Dasselbe gilt für die Gesundheitsberufe, wo heute das Personal im Ausland gesucht werden muss.

Die vom Bund erzwungene vereinheitlichte Gliederung und Führung der FH-Landschaft in sieben Schweizer Fachhochschul-

Regionen hat wesentlich zur verstärkten Wahrnehmung und Imagebildung der Fachhochschulen beigetragen. Diese erfreuen sich einer markant angestiegenen Beliebtheit und Akzeptanz bei den jungen Berufseinsteigern, was die massiv angestiegenen Studierendenzahlen zeigen. Gemäss der jüngsten Statistik des Bundesamts für Statistik (BFS) legen heute knapp 27 Prozent eines Jahrgangs eine Hochschulbildung der ersten Stufe (Bachelor) ab, das sind fast vier Mal so viel wie vor zwanzig Jahren. 1990 lag die Vergleichszahl bei sieben Prozent. An der ZHAW studieren seit diesem Herbst über 10'000 junge Leute, vor vier Jahren waren es knapp über 6'000.

Hochschulabschluss gehört zum guten Ton

Heute ist jedem heranwachsenden Jugendlichen klar, dass ein FH-Abschluss nicht bloss zum eigenen Prestige gehört. Die jungen Leute wissen genau, dass eine Lehre alleine kaum mehr genügt, um weiterzukommen. Sie sind wissbegierig und durchaus karrierebewusst. Aber auch in der breiten Öffentlichkeit haben die FH neben den beiden ETH und den Universitäten als dritte Institution im tertiären Bildungssektor ihren festen Platz gefunden. Nicht unwesentlich trägt dazu der Wettbewerb unter den Fachhochschulen bei. Ob Westschweiz, Bern, Nordwestschweiz, Zentralschweiz, Zü-

rich, Ost- oder Südschweiz – jede Einheit ist um herausragende Lehrgänge, Innovation und Praxisbezug bemüht, so dass Schuleinsteiger sich sehr genau orientieren, welchen Studiengang sie wo absolvieren wollen.

FH-Ingenieure versus ETH-Ingenieure

Innerhalb der angewandten Wissenschaften haben die Absolventen der School of Engineering die besten Berufsaussichten. Der Ingenieurmangel der Schweiz lässt sich so lange nicht beheben, als die Naturwissenschaften nicht populärer sind. Die Geisteswissenschaften dagegen boomen nach wie vor: 7000 Psychologiestudierende sind an Schweizer Universitäten eingeschrieben, insgesamt mit eher schwierigen Berufsaussichten. Doch in einer liberalen Welt ist jeder seines eigenen Glückes Schmid. Den Ingenieurinnen dagegen wird regelrecht der Hof gemacht. Die meisten haben schon lange vor Abschluss des Studiums einen Job. Firmen tun alles, um Abgänger zu gewinnen und zahlen mitunter sogar Prämien an Mitarbeitende, wenn diese einen Ingenieur in die Firma zu locken vermögen.

Aufschlussreich sind die Beobachtungen von Unternehmern und Firmenleitern, wenn es um die Frage geht, für welche Form von Arbeiten sie ETH- oder FH-Ingenieure bevorzugen? Beat Siegrist, ehemaliger CEO und heutiger VR-Präsident von Schweiter Technologies, eine Gruppe, die mit Textil-

maschinen, Halbleitern und Verbundwerkstoffen gut eine Milliarde Umsatz erzielt, hat da klare Vorstellungen: «Für die Geschäftsleitung suchen wir ETH-Ingenieure, für alle anderen Jobs, wo Lösungen gesucht werden müssen und praktisches Know-how gefragt ist, wollen wir FH-Ingenieure.» 80 Prozent der rund 200 Ingenieure bei Schweizer haben ihre Ausbildung in einer technischen FH absolviert. «In praktischen Fragen sind die FH- den ETH-Abgängern haushoch überlegen», sagt Siegrist, selber ETH-Ingenieur mit MBA von Fontainebleau. Man merke halt, dass diese Leute eine Lehre gemacht hätten und wüssten, wie Probleme anzupacken seien. Seinen Studiengenossen, den ETH-Ingenieuren gegenüber ist Siegrist ambivalent: «Entweder sind sie genial und haben das Zeug zum Unternehmer oder man kann sie nicht gebrauchen.»

Doch ortet Siegrist auch bei den FH-Ingenieuren gewisse Defizite. Die Praktiker verlor sich gerne in Details und es fehle manchmal an der Übersicht, das «big picture» gehe verloren. Generell stellt er fest, dass beide Hochschulen Projektmanagement in der Ausbildung nicht genügend betonen. «Da hapert's noch. Wir wären froh, hier würde ein Schwergewicht gelegt.»

Bald Gleichstand bei den Betriebswirtschaftlern

Eine reiche Erfahrung mit Betriebswirtschaftlern mit Uni- sowie mit FH-Hintergrund hat der Headhunter Max Schnopp von der Executive Search Firma Boyden Schweiz. Er unterscheidet vor allem zwischen direktem Schul- beziehungsweise Uni-Abgang und jenen Kandidaten, die schon mehrere Jahre im Berufsleben stehen. Bei den Neuabgängern stünden heute die FH-Absolventen im Vorteil, weil sie mit ihrer Praxiserfahrung sofort einsetzbar seien, im Gegensatz zu jenen der Uni. Eine Sonderstellung nehmen dagegen die Absolventinnen der Uni St. Gallen ein, deren Ausbildung eher einem Schulbetrieb gleicht, wie an den Fachhochschulen. HSG-Absolventen würden geradezu auf «business» gedrillt, meint Schnopp.

Sind jedoch Kandidaten mit längerer Berufserfahrung gesucht, falle der Schuss nur noch in Ausnahmefällen ins Gewicht. Viel wichtiger sei dann die Persönlichkeit und die bisher erbrachte Leistung im Berufsleben. Generell hätten sich aber schon spezifische Qualitätsmuster in den



Peter Voser, CEO von Shell (links), und Hans-Ueli Meister, Nummer zwei im Management der Credit Suisse, sind nur zwei Beispiele von erfolgreichen FH-Absolventen.

Köpfen der Personalverantwortlichen und des Top-Managements festgesetzt, so Schnopp. Den Uni-Absolventen werden allgemein höhere analytische Fähigkeiten zugebilligt, woraus sich bessere Voraussetzungen für strategische Jobs ergäben, wie sie in hochkomplexen Organisationen gefragt sind. Auch im obersten Segment des Beratungsbusiness sind aus Prestige-Gründen Akademiker gefragt. Häufig wird dort eine Promotion vorausgesetzt.

FH-Betriebswirtschaftler dagegen gelten genau wie die FH-Ingenieure eher als die Umsetzer und Macher. Allerdings seien solche Verallgemeinerungen gefährlich, sagt Schnopp, weil in Einzelfällen das Fähigkeitsmuster genau umgekehrt sein könne. Beweis dafür sind berühmte Namen in der Wirtschaft, die mit ausserordentlichen Karrieren glänzen, allen voran Peter Voser, HWV-Absolvent von 1982 und heute CEO von Shell, einer der grössten Weltkonzerne überhaupt. Oder Hans-Ueli Meister, die Nummer zwei im Management der Credit Suisse.

Schnopps Einschätzung deckt sich weitgehend mit jener des Headhunters Peter Baltensberger von Egon Zehnder. «Nach fünf bis zehn Jahren im Beruf interessiert der Abschluss praktisch nicht mehr», sagt Baltensberger. Dann zähle die Performance am Arbeitsplatz. Er macht gleich ein Beispiel: «Wenn ein FH-Absolvent den Umsatz seiner Abteilung in den letzten vier Jahren verdoppeln konnte, während ein promovierter ETH-Absolvent mit seiner Abteilung nicht vom Fleck kommt, ist der Fall klar, wer den Job kriegt.» Auch Baltensberger macht indes ein paar kritische Bemerkungen über FH-

Betriebswirtschaftler. Manchmal fehle ihnen ein gesundes Quantum Gelassenheit. Entweder übertreiben sie in den Vorstellungsgesprächen mit ihren Fähigkeiten oder sie träten zu wenig selbstsicher auf. Sein Tipp für FH-Absolventen: «Seien Sie locker und treten Sie mit Selbstbewusstsein auf.»

Unterschiede bei den Architekten

Etwas anders werden die FH-Architekten und Bauingenieure beurteilt. Christoph Glaus, Partner bei Stüchel & Partner, einem der grössten Architekturbüros in Zürich hat eine klare Vorstellung: «Wenn wir Mitarbeitende für Entwürfe und Wettbewerbe suchen, konzentrieren wir uns in aller Regel auf ETH-Absolventinnen. Sie haben in der Architekturtheorie sowie in der Konzeption Vorteile, wenngleich es selbstverständlich immer auch FH-Architekten mit hervorragenden Visionären Eigenschaften gibt.» Wenn es aber um die Details gehe und darum, dass keine Luftschlösser geplant würden, um Baukonstruktionen, um Projektmanagement oder um all die Vorschriften und Gesetze, die einzuhalten sind, dann seien die Praktiker aus Winterthur gefragt, sagt Glaus, selber ETH-Architekt. «Realisation und Machbarkeit ist die Stärke der FH-Architekten, weil diese in der Regel eine Bauzeichnerlehre gemacht haben und wissen, wie Detailarbeit auszusehen hat.» Generell, sagt Glaus, sind die FH-Architekten auf dem Vormarsch und die Schule in Winterthur gewinne an Bedeutung. Früher habe Stüchel & Partner nur ETH-Absolventen eingestellt, das sei jetzt längst nicht mehr so. ■



zh
aw

Digitale Mobilität, so für die gesamte Bevölkerung

Carport-Verkehrsinformation



- 1. Carport-Verkehrsinformation
- 2. Carport-Verkehrsinformation
- 3. Carport-Verkehrsinformation
- 4. Carport-Verkehrsinformation
- 5. Carport-Verkehrsinformation
- 6. Carport-Verkehrsinformation
- 7. Carport-Verkehrsinformation
- 8. Carport-Verkehrsinformation
- 9. Carport-Verkehrsinformation
- 10. Carport-Verkehrsinformation

[Reportage aus den Hochschulstandorten]

Alles Friede, Freude, Studentenfutter

Studierende sind laut, faul und unhöflich. So besagt es zumindest das Klischee. Aber stimmt das auch? Oder sind Hochschulabsolventen gar bereichernd für Stadtentwicklung und Atmosphäre? Ein Rundgang durch die ZHAW-Standorte Winterthur und Wädenswil – natürlich absolut uneigennützig, haben wir doch hoffentlich unseren Ruf zu verlieren.

HELENA GUNSCH UND PHILIPPE WENGER¹

Gebäudemässig ist die ZHAW an den Standorten Winterthur und Wädenswil schon mal kaum zu übersehen. Bei der Einfahrt in den Bahnhof Winterthur, aus St. Gallen kommend, ragt linkerhand das rote AXA-Hochhaus auf, gleich daneben steht das ebenfalls im Backstein-Look designte Gebäude des Linguistik-Departements, einen Block weiter das weisse Hufeisen der Wirtschafts- und Rechtsstudenten. Richtung Zürich führen die Geleise dann an der Halle 180 des Departements Architektur vorbei. In Wädenswil darf der Begriff «Hochschule» sogar wörtlich verstanden werden. Der Campus Grüental mit dem Departement «Life Sciences und Facility Management» liegt hoch über dem Städtchen.

Winterthur, Wädenswil, Zürich: drei Standorte, acht Departemente, 37 Bachelor- und Masterstudiengänge, rund 9'700 Studierende. In Wädenswil kommt auf jeden zwanzigsten Einwohner ein Student, in Winterthur ist das Verhältnis mit sechzehn zu eins sogar noch höher. Da bleiben Kontakte zwischen Ein-

wohnern und Studierenden natürlich nicht aus. Ob man will oder nicht, die Präsenz der Hochschule hat in vielen Bereichen Einfluss auf das Stadtleben.

Studenten als Inspirationsquelle und Wirtschaftsmotor

Wohnt ein «Studi» in seiner Studienstadt, braucht er irgendwo in der Nähe ein Plätzchen zum Schlafen. Reto Schärer von der Immobilienfirma Acanta AG in Wädenswil hat denn in den letzten Jahren auch eine Zunahme an Anfragen für WG-Zimmer festgestellt. Deshalb führen sie in ihrem Portfolio explizite Studentenwohnungen. «Studierende sind unkompliziert und haben keine hohen Ansprüche», sagt er. Auch wegen Ruhestörungenklagen hätten sie kaum Probleme, jedenfall nicht mehr als mit anderen Mietern. Jolanda Walker wohnt mit ihrer Familie seit fast zwei Jahren neben dem Campus Grüental. Auch sie fühlt sich von der unter dem Semester täglich an ihrem Haus vorbeipilgernden Studentenschaft und deren gelegentlichen Partys nicht gestört. «Wir werden jedes Mal

vorab per Flyer informiert. Das ist wirklich rücksichtsvoll», sagt sie. Dies kann Erika Hirt, eine Anwohnerin des Campus St.-Georgen-Platz in Winterthur, nur bestätigen. Ihr Wohlwollen der Studentenschaft gegenüber bringe sie dadurch zum Ausdruck, dass sie ab und zu in die ZHAW-Mensa essen gehe, fügt sie an und schmunzelt.

Mag der prototypische Student sich nicht wie Erika Hirt in der Mensa stärken, geht er entweder in einen Supermarkt, zu einem Take-Away oder besucht eine Fastfood-Bude. Kommt etwa hier im Sinne Bertolt Brechts das Fressen mal vor der Moral? Nicht wirklich; im Volg an der Oberdorfstrasse in Wädenswil beispielsweise werden die Studierenden als «nett» und «freundlich» beschrieben. Eine diesbezüglich noch positivere Meinung hat Mujahid Masood, Inhaber des «Cricket Corner Food Shops» gleich neben dem Wirtschafts-Departement in Winterthur: «Ich mache 40 Prozent meines Umsatzes allein mit Studenten.» Er verköstigt sie aber nicht nur, er kennt auch die Namen seiner Stammkun-

¹ Helena Gunsch und Philippe Wenger, die Autoren dieser Reportage aus den Standorten der ZHAW, studieren am IAM Institut für Angewandte Medienwissenschaft im Studiengang Journalismus/Organisationskommunikation.



Mujahid Masood, vom Winterthurer «Cricket Corner Foodshop»

den, fragt sie, wie Prüfungen gelaufen oder Ferien gewesen seien. Seine Frau habe in Pakistan studiert, durch die Nähe zur Hochschule sei sie inspiriert worden, ihr Studium in der Schweiz wieder aufzunehmen, jetzt, da die Kinder grösser seien, erzählt Mujahid Masood.

Geschäftsfördernd sind die Studierenden auch für den Copy Shop «Oberhänsli Satz und Druck», durchaus vorteilhaft gelegen gegenüber Technikum und Gesundheits-Departement. Laut Mitarbeiterin Monika Bachmann kämen die Studenten «jeweils schon ein bisschen knapp» und in Wellen, wenn gerade wieder ein

Abgabetermin anstehe. «Wir haben Tage, da bearbeiten wir zu 100 Prozent Aufträge von Studierenden.» Doch auch hier: «Sie sind immer nett und höflich, auch wenn man ihnen den Stress anmerkt.»

Ein Schelm, wer Böses denkt

Selbstverständlich beschäftigt sich ein Student entgegen der weit verbreiteten Wunschvorstellung Dozierender nicht ausschliesslich mit Vorlesungen und Seminararbeiten. Eine Anlaufstelle nach Abgabeterminen und Prüfungen ist das «Schmale Handtuch». Der Geschäftsleiter des Cafés an der Turmhaldenstrasse beim Technikum kann auch hier «Wellenbewegungen» feststellen: «Man merkt schon, wenn eine wichtige Prüfung vorbei ist. Da kommen sie dann jeweils gleich klassenweise, wohl zum Stressabbau.»

Offenbar seriöser als ihr Ruf sind zumindest männliche Studierende. Angelo La Torre, Chef des Diva Night Club in Wädenswil, konnte seit Niederlassung der ZHAW jedenfalls keine gesteigerte Nachfrage nach seinen leicht bekleidet tanzenden Damen erkennen. So weit, so gut – so brav. Obwohl ... der Schein trügt: Die seit neun Jahren neben den Winterthurer Architekten ansässige Nikita Rothen-

bühler hatte seit ihrem Einzug Gelegenheit zu durchaus interessanten Beobachtungen: «Von meinem Balkon aus sehe ich direkt in die Toiletten der Architekten. Als ich mir einmal nachts eine Zigarette anzündete, sah ich dort eine Studentin und einen Studenten. Ich dachte zuerst, dass die sich heftig stritten, erkannte dann aber schnell, dass sie sich sehr lieb hatten.» Mit solch amourösen Begegnungen können offenbar auch die Linguistik-Studierenden aufwarten. «Wenn ich länger arbeiten muss, es draussen dunkel ist und in den Schulzimmern der ZHAW Licht brennt, konnte ich schon einige Male beobachten, wie zwei Personen in ein Zimmer kamen und dann das Licht löschten oder die Fensterläden runterliessen», erzählt ein AXA-Mitarbeiter von gegenüber. Von den Sekundarschülern auf der anderen Seite des ZHAW-Gebäudes abgeschaut haben die Linguisten dieses Verhalten wohl nicht, man lässt sich in Ruhe. «Wir spielen Fussball und Pingpong auf unserem Platz, die Studenten sitzen auf der Treppe und rauchen», beschreibt ein Schüler das Szenario.

Flowerpower zwischen See und Hügel

Kontaktfreudiger geht es da im Blumengeschäft Laureola an der Schönenbergstrasse in Wädenswil zu und her. Andreas und Bernadette Stocker verschönern zusammen mit ihren elf Mitarbeitern die Büros der ZHAW. «Pro Monat schicken wir etwa drei bis vier Sträusse den Hügel hinauf, vor allem für Bürodekorationen und Geburtstage», sagt Andreas Stocker. Die ZHAW sei eine gute Kundin, umsatzmässig mache sie sich jedenfalls bemerkbar.

Wenn wir schon bei Pflanzen sind: Zur eidgenössischen Forschungsanstalt «Agroscope Changins-Wädenswil ACW» hat das Departement «Life Sciences und Facility Management» eine mehr als nur nachbarschaftliche Beziehung. Agroscope gehört zum Bundesamt für Landwirtschaft und forscht in der Agrarbranche im Bereich Pflanzenbau und pflanzliche Nahrungsmittel-



Die Sekundarschüler spielen Fussball, vis-à-vis an der ZHAW wird geraucht.

tel, beispielsweise in der Entwicklung neuer Apfelsorten oder zum Thema Feuerbrand – einer bakteriellen Erkrankung von Obstbäumen. Für Agroscope-Mitarbeiterin Carole Enz ist es wichtig und naheliegend, «Synergien zu nutzen». So werden Versuchspartellen zusammen bewirtschaftet wie auch Räumlichkeiten und die Bibliothek gemeinsam genutzt. Aber nicht nur die, wie Enz erzählt: «Wir haben einen Unkrutgarten, in dem wir Aussehen und Wachstum von 200 Arten beobachten. Dort sind oft Studierende beim Lernen anzutreffen.»

Hängen bleiben erwünscht

Ein der heutigen wirtschaftlichen Lage angepasstes Studentenleben beinhaltet nebst Lernen oft auch einen Nebenjob. Im Kino Kiwi in der Winterthurer Altstadt besteht das Personal laut Geschäftsführer Christian Mathys am Wochenende deshalb hauptsächlich aus Studenten. Dabei kommt es ihm in erster Linie auf eine gute Kinderstube an. Im direkten Vergleich könne man aber durchaus Unterschiede zwischen Studenten und anderweitig ausgebildeten Leuten feststellen: «Man merkt schon, dass unsere Studenten meist ohne richtige Berufserfahrung von Schulbank zu Schulbank gewechselt haben.»

Seit knapp zwei Jahren hat der gebürtige Winterthurer Multimediadesigner Markus Sulzberger sein Atelier neben dem Departement Architektur. Die zukünftigen Häuslebauer nimmt er dabei kaum direkt wahr; ganz im Gegensatz zu den Veränderungen der Winterthurer «Vibes»: «Zu Zeiten der Schwerindustrie war die Stadt trister, aggressiver und in der Nacht wie ausgestorben. Die Studenten haben Leben gebracht. Winterthur ist freundlicher, jünger und lebendiger geworden.» Das ist auch Jean-Pierre Gubler, «alteingesessener Winterthurer» und langjähriger Lokalredaktor der Regionalzeitung «Der Landbote», aufgefallen. Die Präsenz der ZHAW hat laut Gubler zwar keinen Einfluss auf die Abonnementszahlen, auf das Strassenbild



aber sehr wohl. «Vergleiche ich die heutige Situation mit der vor zehn Jahren, kann ich schon sagen, dass die Stadt dynamischer und jünger geworden ist, vor allem am Abend.» Manchmal blieben ZHAW-Absolventen nach dem Studium in Winterthur hängen, sei es jobbedingt oder weil es ihnen in der Stadt so gut gefalle, fügt er an.

Das ist natürlich Wasser auf die Mühlen des Stadtpräsidenten Ernst Wohlwend. Die Verfügbarkeit von gut ausgebildeten Fachkräften sei eine Standortqualität, die sich bei der Ansiedlung von Unternehmen äusserst positiv bemerkbar mache, sagt er. Verbessere sich die Zusammenarbeit der ZHAW mit Verwaltung und Wirtschaft in punkto Wissenstransfer weiterhin, «steht einer noch erfreulicheren Entwicklung der Stadt Winterthur nichts mehr im Weg». Auch der Wädenswiler Stadtpräsident Philipp Kutter betont die Wichtigkeit der ZHAW, mit 480 Angestellten grösste Arbeitgeberin der Stadt. Die ZHAW habe massgeblich zum Strukturwandel weg von der Industrie hin zur Forschungsstadt beigetragen. Philipp Kutter wünscht sich, «dass Wädenswil noch mehr wie heute schon als Freiluft-Labor dienen kann».

Und wenn das Vorurteil nicht gestorben ist ...

Am Ende unserer «Tour de Klischee-Überprüfung» müssen sich auch die den Studierenden tendenziell feindlich Gesinnten eingestehen, dass es mit dem Bild der Studentenschaft als lautes, faules und respektloses Partyvolk nicht viel auf sich hat.

Die ZHAW ist an den Standorten Winterthur und Wädenswil nicht nur präsent im Hier und Jetzt, sie hat beiden Städten zu nachhaltigem Aufschwung verholfen. Supermärkte, Bars, Dienstleister, Immobilienfirmen – sie alle profitieren von der Präsenz der ZHAW und der Anwesenheit Studierender. Aus trist mach freundlich, aus ausgestorben mach lebendig. Studenten verfügen (in den meisten Fällen) sehr wohl über eine gute Kinderstube, sie «grüssen freundlich», «kündigen Partys vorher an», «sind hilfsbereit», was will das Pfadfinderherz noch mehr? Trotzdem, so einfach werden es uns die Nicht-Studenten kaum machen, uns von nachweislich überholten Klischees zu befreien. Aber wie schon der chinesische Philosoph Laotse sagte: «Auch eine Reise von tausend Meilen beginnt mit dem ersten Schritt» – diese Weisheit hat sich übrigens auch im Studium bestätigt. ■

Die ZHAW ist eine gute Kundin des Wädenswiler Blumengeschäfts Laureola.